

STEFANIE GERSTENBERGER | Das Limonenhaus

Über dieses Buch

Als die junge Köchin Lella Bellone erfährt, dass sich Grazia, die Frau ihres vor drei Jahren bei einem Berufsunfall verstorbenen Bruders Leonardo, das Leben genommen hat, ist ihr klar, dass sie nun jenes Versprechen einlösen muss, das sie Leonardo einst gegeben hat: sich im Ernstfall um seine Tochter Matilde zu kümmern. Sie reist von Köln nach Sizilien, der Heimat ihrer Eltern. Doch zwischen den Bellones und den LaMacchias, der Familie von Grazia, besteht eine alte Feindschaft, und Grazias Mutter Teresa verweigert Lella das Kind. Lella will Zuflucht im Limonenhaus suchen, in dem einst ihre Mutter aufwuchs und in dem später Leonardo mit seiner Familie lebte. Doch sie muss bestürzt feststellen, dass das Haus völlig leer geräumt wurde. Nur in einem verborgenen Winkel entdeckt sie noch eine alte Bibel und einige Tagebuchseiten, die wohl der Tante ihrer Mutter gehörten.

Durch einen Zufall trifft Lella wenig später Phil Domin wieder, einen Fotografen, der im Flugzeug von Köln neben ihr saß und ihr auf Anhieb sympathisch war. Auch Phil war von Anfang an von der jungen Frau fasziniert, obwohl er, neben beruflichen Gründen, eigentlich nach Italien gekommen ist, um die Eltern seiner Freundin Brigida aufzuspüren und diese um die Hand ihrer Tochter zu bitten. Lella bietet dem Fotografen, der kein Italienisch spricht, nun ihre Hilfe bei diesem Unterfangen an – doch keinesfalls uneigennützig, denn sie hat einen verzweifelten Entschluss gefasst ...

Über die Autorin

Stefanie Gerstenberger, 1965 in Osnabrück geboren, studierte Deutsch und Sport, bis sie erkannte, niemals Lehrerin werden zu wollen. Nach einem Wechsel in das Hotelfach lebte und arbeitete sie auf Elba und Sizilien, in der Karibik und in San Francisco. Die Reiserei fand 1993 in Köln ein Ende, wo sie als Requisiteurin Polizei-Serien, Krimis und Liebesfilme ausstattete und dabei den Schauspieler Thomas Balou Martin kennenlernte, mit dem sie heute verheiratet ist und zwei Kinder hat.

STEFANIE GERSTENBERGER

Das Limonenhaus

Roman

Diana Verlag

Per Maria
Lamica fantastica



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

4. Auflage

Originalausgabe 12/2009

Copyright © 2009 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Redaktion: Meike Fritz

Umschlagmotiv: mauritius images / Botanica

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München-Zürich, Teresa Mutzenbach

Herstellung: Helga Schörnig

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany 2009

ISBN: 978-3-453-35428-9

www.diana-verlag.de

Kapitel 1

LELLA

Diesmal war es kein Besuch. Diesmal war es schlimmer.

Ich ließ meinen Gurt zuschnappen, atmete tief ein und schloss die Augen. Doch das seltsame Gefühl blieb.

Als ich meinem Zwillingsbruder Leonardo das erste Mal nach Sizilien folgte, wusste ich nichts von diesem Land. Wir waren in unserer Kölner Wohnung auf dem Bettvorleger geboren worden, gewärmt vom Pizzaofen unter uns. Mein Bruder übermütig und als Erster, ich zögernd ein paar Minuten später.

Bei uns gab es außer dem Dialekt meiner Eltern und den eindrucksvollen Flüchen meines Vaters überhaupt nichts Sizilianisches. Weder Fotos noch schwärmerische Landschaftsgemälde, keine Möbel und nicht eine einzige geweihte Madonnenfigur. Uns Kindern fiel nicht auf, dass wir nie in die Heimat meiner Eltern fuhren, sondern immer nur zu der Schwester meines Vaters in die Nähe von Bologna. Dort oben in Norditalien aß man gefüllte Teigtaschen statt *pasta alla norma*, es gab keine *cannoli*, und ich erinnere mich auch nicht daran, damals schon die eisige *granita*, die auf Sizilien im Sommer zum Frühstück serviert wird, probiert zu haben.

Meinen Eltern gehörte die Pizzeria *Da Salvatore*. Sie lag direkt an den Ausläufern eines Autobahnzubringers in Köln-Ehrenfeld, und auch hier gab es nichts Sizilianisches. Die Weinlaubgirlanden aus Plastik und die mit Bast umwickelten Weinflaschen hatte mein Vater Salvatore dem Vorbesitzer zusammen mit den Holzstühlen und Tischen abgekauft, »für kleine Münze«, wie er gerne erzählte, lautstark lachend. Vielleicht kam daher seine ständig gute Laune: Er liebte es zu bekommen, was er wollte, und dabei auch noch zu gewinnen. In diesem Moment stand er sicherlich summend in der Küche, während seine dicken Finger den Pizzateig in die Pfanne drückten. Er glaubte, ich sei bei einem Chorwochenende in der Eifel.

Wie oft war ich in den letzten drei Jahren heimlich nach Palermo geflogen, um meine Nichte Matilde zu sehen? Acht Mal? Zehn Mal?

Jemand blieb im Gang vor meiner Sitzreihe stehen, wahrscheinlich, um sich auf den freien Platz zwischen mir und dem Mann am Fenster zu setzen. Ich öffnete die Augen, schaute aber nicht hoch. Waren hinter uns nicht noch Plätze frei? Vielleicht ging er ja doch noch weiter. Dann fiel mein Blick auf seine Hände, und mein Herz setzte kurz aus, bevor es sich entschied, doch weiter zu schlagen. Alles passte: die Größe und Form, die Art, wie die Handgelenke aus den Ärmeln schauten, und sogar die Fototasche, die sie festhielten, alles genau wie bei meinem Bruder! Natürlich war mir in Sekundenbruchteilen klar, dass es nur eine Täuschung sein konnte, denn Leonardos alte Fototasche lag ja, gefüllt mit meinen Büchern, oben im Gepäckfach, und er selbst ...

»Entschuldigung«, sagte der Unbekannte in diesem Moment zu mir und den rosafarbenen Blättern der Sportzeitung, hinter der sich der Mann am Fenster verschanzt hatte. Ich sah nur kurze, dunkelblonde Haare, breite Schultern und dann seine Beine, die mich streiften, während er Platz für die Stewardess machte, die sich mit einem Kichern an ihm vorbeizudrücken versuchte. Er schien ihren Annäherungsversuch gar nicht zu bemerken, sondern winkte jemandem in der Reihe hinter uns zu, offenbar dem vor sich hin wimmern- den Baby, das erstaunt innehielt und dann verstummte.

»Entschuldigung!« Der Fremde war bemüht, mich nicht noch einmal zu berühren. Er setzte sich, verstaute die Fototasche sorgsam unter dem Vordersitz und suchte nach seinem Gurt. Wie sich nach einigem Ringen herausstellte, war er hinter meinem Rücken eingeklemmt.

»Danke!« Seine tiefe Stimme schien zu lächeln. Erst jetzt wagte ich, kurz in sein Gesicht zu schauen. Seine Augen waren hellblau wie Edelsteine, wie zwei Aquamarine, und seine Zähne waren blank und regelmäßig, eine glatte Reihe heller Marmor, die ich am liebsten ablecken wollte. Unwillkürlich machte meine Zunge die Bewegung an meinen eigenen Zähnen. So würde es sich anfühlen. Ich musste mich zwingen, ihm nicht weiter auf den Mund zu starren. Seine Lippen waren nicht zu dünn; Männer mit dünnen Lippen konnten ziemlich gemein sein. Fasziniert schaute ich stattdessen auf die knetenden Leonardo-Hände, fast hätte ich nach ihnen gegriffen, um ihn zu beruhigen.

Heute Morgen hatte ich noch wie jeden Tag, bevor ich den Herd anmachte, mein Rechenritual absolviert. Reche- ne bloß nicht auch noch die Minuten aus!, hatte ich mich selbst verwarnt und erwischte nach einigen Sekunden dann

die richtige Zahl: eintausendachtundneunzig Tage, also zwei normale Jahre, plus ein Schaltjahr, zwei Tage und ein paar ausdrücklich unausgerechnete Minuten war mein Bruder Leonardo nun schon tot. Was nichts anderes bedeutete, als dass drei Sommer und drei Weihnachten ohne ihn vergangen waren und dass seine kräftigen Hände mich nie mehr festhalten, zwicken und etwas zu fest auf den Oberarm boxen würden. In diesem Moment hatte mein Handy geklingelt. Wahrscheinlich Susa, die genau wie ich in diesem Moment am Herd stand und wissen wollte, ob wir uns heute Abend sehen würden. Susa war meine einzige richtige Freundin, eine Freundin-auf-den-ersten-Blick, wenn es so etwas gibt. Sie war alles, was ich nicht war: ausgehfreudig, unabhängig, konsequent, über eins siebzig groß, blond und Mutter. Ich ging in den Gastraum und ließ meinen Blick suchend durch die Beine der hochgestellten Stühle und die geöffnete Restauranttür schweifen. Wo hatte ich das Handy bloß hingelegt? Auf dem nassen Bürgersteig standen Seifenblasen vom Putzwasser und platzten träge vor sich hin. Mamma Maria sah und hörte ich nicht, dabei wusste ich, dass sie hier irgendwo sein musste. Meine Mutter redete kaum, manche Leute hielten sie sogar für taub. Oder stumm. Oder beides. In der Stille zwischen den Klingeltönen dröhnte der Motor eines Lieferwagens, der auf den Hof fuhr. Mein Vater, der vom Großmarkt zurückkam.

Ich entdeckte mein Handy neben der Zapfanlage.

»Lella Bellone«, meldete ich mich. Es rauschte in der Leitung, weit entfernt.

»Pronto?«

Nichts.

»Pronto!? – Hallo!«

»Lella? *Sei tu? Sei proprio tu!?*«

Das war nicht Susa. Meine Nackenhärchen richteten sich auf. Bist du es? Du bist es doch!? Es gab nur einen, der solche Doppelfragen stellte. Er redete auf Italienisch auf mich ein, ich hörte zu, und irgendwann murmelte ich: »Heute am späten Nachmittag? Ich werde da sein.« Hastig drückte ich die rote Hörertaste, um sein »Ja, aber ...« nicht mehr hören zu müssen.

»Verbindung beendet«, erschien auf dem Display. Ich schaute mich um. Die Uhr über dem Tresen zeigte fünf Minuten nach halb neun. Mit sehr viel Glück würde ich den Flug um 10.45 Uhr bekommen. Den Sommerflugplan konnte ich auswendig.

Ich versuchte mich zu konzentrieren: Pass, Geld, Wasch- und Schminkzeug, etwas Schwarzes zum Anziehen, mein kleiner Rollkoffer und Leonardos alte Fototasche würden für die Reise genügen. Meinem Vater konnte ich etwas von überraschenden Chorproben oder einem spontanen Ausflug mit Susa und ihrem Sohn Timmi erzählen, das war das kleinste Problem.

»Gibt es eben meine Pfannenpizza *fantastica*, wenn meine kleine Köchin nicht da ist. Geht doch auch, sind wir Pizzeria oder sind wir nicht Pizzeria?!«, würde er nur sagen.

Die Maschine hatte sich in der Zwischenzeit in Bewegung gesetzt, wir rollten auf unsere Startposition und hielten kurz an. Mit Gebrüll setzten die Triebwerke ein. Ich hatte keine Angst vor dem Fliegen, doch allein der Gedanke an das, was mich auf Sizilien erwartete, hatte meinen Magen zu einem kleinen Beutel voller Eiswürfel zusammenschrumpfen lassen. Ich bin so verdammt allein ohne dich, Leonardo,

dachte ich verzweifelt. Obwohl er tot war, redete ich mit meinem Bruder. Ich konnte seine Stimme hören, seine spöttischen Kommentare, wir diskutierten, wir stritten. Doch wir lachten auch miteinander, vielleicht sogar öfter als vor seinem Tod.

Leonardo, das, was ich dir versprochen habe, werde ich nicht hinkriegen. Guck mich doch an, wie stellst du dir das vor?

Ich stelle mir gar nichts mehr vor, denn ich bin tot.

Ja, danke, ich weiß ...

»Hallo, darf ich mich vorstellen, Philip Domin.«

»Domin?« Ich schreckte aus meinen Gedanken hoch, die Zeitschrift auf meinem Schoß fiel hinunter. Wir bückten uns gleichzeitig und tasteten mit Mühe danach, denn wir befanden uns noch im Steigflug. Für einen Moment nur wollte ich die Täuschung hinauszögern: Leonardos Hände wurschtelten neben meinen unter dem Sitz herum, auch die Unterarme stimmten. Männlich behaart, hellbraun gelockt, auf leicht gebräunter Haut. Dann, mit einem Mal, war ich seinem Hals ganz nahe und konnte den Geruch seiner Haut, mit nur einem Hauch Aftershave, einatmen. Urplötzlich überkam mich ein heftiger Wunsch: Ich wollte diesen Fremden neben mir ganz unschwesterlich küssen, und bei diesem Gedanken wurde es heiß in meinem Schoß. Wir tauchten wieder auf, sein Kopf war rot, meiner sicher auch.

»Ja, aber nennen Sie mich ruhig einfach Phil.« Er grinste nervös. »Der Start ist immer das Schlimmste für mich.«

Was für ungewöhnliche Augen! Das hellste und zugleich kräftigste Blau, das ich je bei einem Menschen gesehen hatte. Schnell schaute ich weg.

»Entschuldigen Sie, wenn ich frage, waren Sie ...«

»Bitte, kein ›Sie!« Es war grotesk, jemanden mit Händen wie Leonardo zu siezen.

»Äh, warst du schon mal in Palermo?«

Ich nickte. »Einige Male.«

»Und darf ich fragen, was du dort vorhast?«

»Mmh, Familienfest und so.« Meine Hände ballten sich zu Fäusten vor Verlegenheit. Ein Fest würde es ganz bestimmt nicht werden. Wieso log ich? Wieso war schon mein zweiter an ihn gerichteter Satz eine Lüge? Weil es einfacher war, als die Wahrheit zu erklären. Meine Lügen klangen immer so harmlos, dass jeder sie mir glaubte.

Schnell fragte ich: »Und? Was hast *du* dort vor?«

»Also, ich bin Fotograf und muss in Palermo einen Auftrag ausführen, aber sobald das Projekt abgeschlossen ist, werde ich die Eltern meiner Freundin besuchen.«

Ich ließ ihn reden und hörte ihm dabei zu, wie er schwärmte und nach Worten suchte. Seine Stimme legte sich um mich wie ein weicher Schal.

»Ich möchte genau wissen, wie die Straßen in ihrem Dorf aussehen, in welchem Haus sie gewohnt hat, von welchen Tellern sie die verhasste *minestrone* essen musste, ich werde ihren Schulweg entlanggehen, alles! Vorher muss ich ihr Elternhaus allerdings erst einmal finden, ich weiß gar nicht genau, wo sie überhaupt wohnen.«

Er war verliebt und irgendwie schüchtern dabei. Von der Seite sah er aus wie dieser Schauspieler, der hübsche Engländer, der gerade überall die Hauptrollen bekam.

»Wieso ist deine Freundin denn nicht mitgekommen?«, fragte ich später, als wir die Alpen überflogen. Ich beneidete sie in diesem Moment, wie auch immer sie aussah, was auch immer sie tat.

»Brigida erweitert gerade ihre Galerie, sie hat neue Räume im Hafen angemietet, sie kann jetzt unter keinen Umständen freinehmen.« Phil schüttelte den Kopf, als ob er es selbst gar nicht für möglich hielt, dass ein Mensch so unabkömmlich sein konnte. »Sie ist so souverän, so systematisch und unermüdlich, wenn es darum geht, ihr Ziel zu erreichen.« Seine Augen leuchteten auf. »Erst war sie nur Aushilfe bei einer Fotoagentur, aber dort hat sie sich sehr schnell hochgearbeitet, und heute hat sie eine eigene Galerie. Außerdem eine Agentur für Fotografen im Internet: www.Die-letzte-Rettung.de.« Er lachte. »Typisch Brigida!«

Ein Dolch streifte mich, ein kleiner eifersüchtiger Kratzer nur. Warum erzählte er mir das alles? Er liebte doch seine Freundin, denn die war souverän.

Souverän. Was hieß das eigentlich genau? War ich souverän? Natürlich war ich das. Ich führte die Küche in der Pizzeria meines Vaters, ich schmiss den Laden, so nannte man das doch auf Deutsch.

Als wir noch Kinder waren, hatte das *Da Salvatore* nie viele Gäste, die meisten Leute aus der Nachbarschaft gingen lieber ins fröhlich lärmende *Pinocchio*, das nur ein paar Häuser weiter lag. Auch die italienischen Männer, die regelmäßig bei uns festsaßen, die Sportzeitung durchblättern und über Fußball redeten, tranken nur Espresso oder ein Glas Wein, bevor sie pünktlich abends um acht zum Essen zu ihren Frauen zurückkehrten.

Leonardo und mich störte es jedoch nicht, dass das Restaurant alles andere als gut lief. Es war unser Wohnzimmer, unser Spielplatz, und *basta*. Heute verstand ich, woran es gelegen hatte. Es waren die Plastikeimer. Alles, was sich unser Vater unter der italienischen Küche vorstellte, schwamm in

ihnen herum. Champignons, Peperoni, Zucchini, Sardinen und Sardellen kamen, tropfend vom Essig, direkt aus den Eimern auf die Pizza. Vater Salvatore hatte nie gelernt, die kleinen, vorgeformten Hefeteiglinge kunstvoll in die Luft zu werfen. In früheren Jahren stellte er öfter mal einen *pizzaiolo* ein, der die Dinger zur richtigen Größe jonglierte, der aber spätestens nach einem Monat Streiterei wieder verschwand. Irgendwann drückte Papa den Teig in eine Form, und von nun an stand »Pfannenpizza to go!« auf der Tafel auf dem Bürgersteig.

»Wir gehen mit der Zeit, das macht man jetzt so«, verteidigte er sich vor uns. Natürlich hatte niemand Einwände.

Alles, eingeschweißte Zwiebelringe, tiefgekühlte Minestrone, Zabaionepulver, Safranrisotto zum Anrühren, auch Waren, die in unserer Küche nie verwendet wurden, ließ Salvatore sich liefern. Unzählige der weißen Zehn-Liter-Behälter stapelten sich unten im Keller zu hochragenden Türmen. Zwischen den Eimern, Mehlsäcken und Olivenölkannistern hatte ich mit Leonardo als Kind Verstecken gespielt, Gänge und Indianerforts gebaut. Dort hatte mir Luigi Baldini, der Nachbarsjunge, auch das Küssen gezeigt. Leonardo war überraschend aufgetaucht, hatte uns aber nicht verpetzt. Ich weiß noch heute, wie sehr ich bedauerte, dass Luigi fortan nie mehr ›knutschen‹ spielen, sondern nur wieder als Indianer mit Leonardo durch unsere Gänge schleichen wollte.

Dann und wann hörten wir nachts Stimmen und Motorgeräusche in unserem Hof. Am nächsten Tag war der Keller ungewohnt leer, auf einen Schlag waren sämtliche Lebensmittel abgeholt worden, und mein Vater hatte noch mehr Geld als sonst in den Hosentaschen. Manchmal schenk-

te er uns beiden einen Zwanziger, den wir gerecht teilten, doch dann warteten wir ungeduldig, bis die Lieferungen erneut begannen und unser Spielplatz im Keller wieder in die Höhe wuchs.

Alles wurde anders, als Leonardo sich mit sechzehn von der Schule abmeldete und nach Wiesbaden ging, um dort eine Kochlehre zu beginnen. In den folgenden drei Jahren war er nicht oft bei uns in Köln. Höchstens für ein, zwei Tage mal oder zwischen Weihnachten und Silvester.

Ich dachte an den Sommer, in dem Leonardo endlich wieder nach Hause kam. Stolz zeigte er uns sein Abschlusszeugnis und brachte mir das Kochen bei. Ich musste lächeln. Quatschend und lachend hatten wir in der Küche gestanden, und ich hatte mir abgeschaut, wie er das Messer hielt. Hatte versucht, die Schalotten so schnell und gewandt zu schälen wie er, und geübt, meinen Daumen so zu verstecken, wie er es tat, wenn er Gurken und Karotten in hohem Tempo in feine, gleichmäßige Würfel schnitt. Aufmerksam notierte ich mir Leonardos Pasta- und Vorspeisenrezepte in eine Kladde. Heute war sie zerfleddert und mit Fettflecken verziert, doch die Gerichte, die ich daraus zubereitete, waren legendär in unserem Viertel. Ich hielt mich an seinen Grundsatz: Was nicht frisch war, stand nicht auf der Karte. Wenn ich einen Tag Pause machen wollte oder mal wieder heimlich auf dem Weg nach Sizilien war, blieb die Küche kalt, oder die Gäste mussten sich mit der öligen Pizza meines Vaters begnügen. Die meisten fragten, noch bevor sie sich setzten, nach mir und meinen Antipasti. Für meinen Vater kein Problem. »Köchin ist nicht da. Morgen vielleicht wieder.« Er führte sie hinaus, sperrte das *Da Salvatore* einfach zu und ging. Gelegentlich lachte er laut dabei. Manche

Gäste kamen danach nicht wieder. Auch einige Nachbarn machten um meinen Vater einen Bogen, er war nicht gerade sensibel im Umgang mit ihnen.

Wenn Leonardo doch noch leben würde, dachte ich, und starrte auf Phils gestikulierende Hände.

Vor einigen Jahren, bevor er losreiste und mich für immer verließ, hatte mein Bruder sich für mich etwas Großartiges ausgedacht, mein eigenes Geschäft hätte es werden sollen: »*La Dolce Vita*, Italienisches Süßspeisen-Catering für Ihre Party«. Er hatte sich alles überlegt, den Namen und das Konzept ebenso wie die Auswahl an Desserts und Gebäck. Stundenlang hatten wir zusammengesessen und mein Unternehmen geplant. Er brachte mir alle Zubereitungen bei, er schrieb mir auf, wo ich eine günstige Profi-Rührmaschine auftreiben konnte, wo ich Backformen, ausreichend Tablett, Geschirr, Schüsseln und all den anderen Kram kaufen sollte. Leonardo wusste sogar, wie ich bei der Handelskammer mein eigenes Gewerbe anmelden musste. Doch Vater Salvatore winkte ab.

»Ein Party-Service, was für ein Quatsch!«, rief er, kleine Speicheltropfen waren wie Funken durch die Luft geflogen. »Hier, wir haben doch unser Geschäft, reicht ihr das etwa nicht? Warum muss meine Tochter Santinella etwas Eigenes haben?«

Keiner außer ihm nannte mich Santinella. Niemand antwortete. Ich schaute zu Boden, sah aber aus den Augenwinkeln, dass Leonardo Vaters wütenden Blicken gelassen standhielt. Salvatore versuchte es anders.

»Fehlt es dir an etwas, meine Kleine, brauchst du Geld?« Er zog ein Bündel aus der Hosentasche und blätterte – »Hier

und hier und hier« – einige Geldscheine auf den Tisch. Leonardo nahm die Scheine und hielt sie meinem Vater vor seinen umfangreichen Bauch.

»Sie braucht kein Geld, Papa. Lella hat hier im Restaurant keine richtige Aufgabe. Seit ihrem Abitur hängt sie nur herum. Sie muss lernen, selbstständig zu arbeiten. Mach ihr Platz in deiner Küche, und kauf ihr einen Lieferwagen, den wird sie sehr gut brauchen können.«

»Partyservice, Party, Party – wer macht so viel Party? Die Deutschen bestimmt nicht«, brummte mein Vater. »Nein, meine kleine Santinella, um Aufträge betteln, für fremde Leute den Nachtschisch ranschleppen, alleine mit dem Auto *Dio*-weiß-wohin unterwegs, so was tut ein Mädchen nicht. Und eine Bellone schon mal gar nicht!«

Ich war nach oben in mein Zimmer gelaufen und hatte mich auf mein Bett geworfen, zwischen die zitronengelben Handzettel, die Leonardo und ich entworfen hatten. »LA DOLCE VITA! Versüßen Sie Ihr Leben mit unseren original italienischen Desserts, frisch und jederzeit lieferbar!« Die Zettel waren nie verteilt worden.

Ich schüttelte den Kopf und seufzte tief. Draußen vor dem Fenster des Fliegers leuchtete das Blau des Himmels, Susas Lieblingsfarbe. Sie wollte mich in letzter Zeit ständig dazu überreden, den Lieferservice doch noch aufzuziehen. Immerzu fantasierte sie von uns beiden in gestärkten Kochuniformen und einem himmelblauen Lieferwagen.

»Und mit Timmi klappt das auch, du siehst ja, sogar ein Kind kann man haben bei dem Job, gut sogar.«

Nein, das *Dolce Vita* erinnerte mich an eine traurige Zeit, das konnte Susa vergessen.

»Ich will sehen, wo dieses kleine, patzige Wesen aufgewachsen ist.«

»Aha?«, sagte ich abwesend. Phil hatte die ganze Zeit weiter von seiner Freundin geschwärmt und nicht gemerkt, dass ich nicht richtig zuhörte.

»Schon als Kind muss sie absolut selbstständig gewesen sein, immer unabhängig von ihren Eltern.«

In diesem Moment wäre ich gerne ein ehrgeiziges, kleines Mädchen gewesen mit Träumen von einem Leben als Tänzerin, Prinzessin oder Schauspielerin, nur um Phil jetzt hier oben davon erzählen zu können.

Eine halbe Stunde später verließen wir unsere Flughöhe. In meinen Ohren knackte es.

Er macht dich unruhig!

Nein!, widersprach ich meinem Zwillingbruder in Gedanken heftig.

Er gefällt dir!

Nein!!

Er ist der erste Mann seit Langem, mit dem du schlafen möchtest, das ist doch mal was.

Ich spürte, dass ich schon wieder rot wurde.

Jetzt rechne bitte nicht aus, wie lange mein letztes Mal schon her ist, fuhr ich Leonardo an.

Doch, erwiderte er, bin gerade dabei. Lange. Zu lange. Du musst wieder mit diesen Sachen beginnen. Macht doch Spaß, schon vergessen? Und er ist gut für dich, dieser Fotograf, das spüre ich.

Ach, und dann kann ich ihn ja auch gleich heiraten und viele Kinder mit ihm kriegen, bravo! Übrigens, da wäre noch etwas, nur eine Kleinigkeit, er ist gerade auf dem Weg, um die Eltern seiner zukünftigen Frau zu treffen.

Wir setzten zum Landeanflug an.

Kapitel 2

PHIL

Es ist eine Marotte von mir, Menschen, die ich treffe, mit erfundenen Namen zu belegen. Es sind meistens keine sympathischen Namen, doch der für meine Sitznachbarin aus dem Flugzeug war so anziehend wie sie selbst. Sie war die ›Lady Madonna‹ für mich, aber nicht nur weil sie schwarz gekleidet war. Als ich sie zum ersten Mal anschaute, hatte ich sofort an die Zeile aus dem Beatles-Lied denken müssen. Auch jetzt, während sie das Band und die Gepäckstücke beobachtete, sah sie aus, als ob sie einer Musik in ihrem Kopf lauschte. Wie die Madonna im Lied. Ich genoss es, meine Blicke unbemerkt auf ihrem hellrosa Mund und ihren tiefbraunen Augen mit den Kinderwimpern ruhen zu lassen. Brigida verließ das Haus nie ohne ihren sorgfältig gemalten Kleopatra-Blick, doch dies hier neben mir waren ungeschminkte Augen, ohne Wimperntusche. Ihre Kleidung war unauffällig, aber elegant: schwarze Bluse, dünne Strickjacke, schwarze Stoffhose.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, ich müsse den zierlichen Körper neben mir berühren, wenigstens meinen Fuß ganz dicht neben den ihren stellen. Zum Glück kam gerade unser Gepäck. In wortlose Einverständnis hoben wir unse-

re Koffer vom Band, liefen nebeneinander her, machten gemeinsam einen Bogen um den geduckten Drogenhund am Ausgang und teilten die Menge der Körper, die uns hinter der automatischen Glastür erwartete.

»Palermo!? Palermo!?!«, riefen die Taxifahrer und zerrten an unseren Taschen und Koffern. Sie wollten schon alles in einen Wagen bugsieren, doch meine Lady Madonna schüttelte den Kopf. Sie sagte ein paar leise Worte und zeigte auf mich. Bedauernd sah ich zu, wie mein Gepäck im Kofferraum des zweiten Taxis verschwand. Jetzt war sie gleich fort. Warum hatte ich sie nicht gefragt, wo sie während ihres Aufenthalts wohnte? Zu spät.

»Tja, dann alles Gute«, wünschte ich ihr, wofür wusste ich nicht genau. Dabei starrte ich von oben auf das silberne Kreuz, das zur Hälfte zwischen den vielen Knöpfen ihrer schwarzen Bluse verschwand, und nahm die Hand, die sie mir reichte. Verwirrt über die trockene Weichheit ihrer Finger, stammelte ich noch ein unwahrscheinlich klingendes »Auf Wiedersehen« und warf einen letzten Blick auf ihren geschwungenen Mund und ihre Augen. Ich lächelte und stieg ein. Was konnte ich auch anderes tun? Wir fuhren los, ich sah sie neben ihrem Taxi stehen, schon blieb sie hinter mir zurück. Schade, dachte ich, die erste Frau, deren Hand die gleiche Temperatur hatte wie meine. Vorbei. Ich benutzte bereits die Vergangenheitsform für sie.

Nach ein paar Metern bat ich den Fahrer anzuhalten, denn um ihm mitzuteilen, wohin genau er in Palermo fahren sollte, brauchte ich die Adresse meines Hotels, und die befand sich in meiner Fototasche, die dummerweise im Kofferraum lag. Ich stieg aus und nahm die Tasche heraus. Doch noch

bevor ich sie geöffnet hatte, wurde mir klar, dass eine Verwechslung vorliegen musste. Es war die Tasche der Lady Madonna, ein ganz ähnliches Modell, genauso bordeauxrot und mit dem gleichen schwarzen Streifen, aber viel älter als meine. Das bedeutete, dass sich meine Fototasche in ihrem Taxi befand, mit meiner Großbildkamera, den Akkus, den Filmen, meinem Handy, meiner Hotelreservierung. Ich hatte mir nicht einmal den Namen des Hotels gemerkt – ich merkte mir selten etwas, was ordentlich ausgedruckt auf einem Zettel zu lesen war.

Beim flüchtigen Hineinschauen in ihre Tasche konnte ich nur ein wollenes Tuch und Bücher entdecken, drei dicke Romane, alle auf Italienisch. Auch beim genaueren Durchwühlen fand ich keine Adresse, keine Brieftasche, nichts, was mir nützen konnte. Doch ich hatte Glück. Aus dem Augenwinkel sah ich in diesem Moment ihr Taxi an uns vorbeifahren. Ich sprang zurück in den Wagen und rief meinem Fahrer zu: *Follow that taxi! And stop it, stop the taxi!*«

Sie fuhren vor uns, ziemlich schnell und gerade noch in Sichtweite.

»Go! Go!«, forderte ich, damit mein Fahrer endlich aufs Gas drückte. Er schaute mich im Rückspiegel vorwurfsvoll an. Ich starrte zurück. Auf der kleinen Karte am Armaturenbrett las ich, dass seine Lizenz die Nummer 2865 hatte und er Mario Bracciocaldo hieß. *Bratschiokaldo* wurde das wahrscheinlich ausgesprochen und hieß, wenn ich mich nicht täuschte, »warmer Arm«. Ich würde diese Sprache nie lernen.

Wir verfolgten den Wagen, bis die Autobahn überraschend auf einer ganz normalen Kreuzung endete. Sämtliche Ampeln standen auf Rot, dennoch schoben die Fahr-

zeuge sich von allen Seiten vorwärts, ungeachtet der dunkelhäutigen Männer, die Zehnerpacks Papiertaschentücher, Fensterleder und Einmal-Feuerzeuge gegen die Windschutzscheiben drückten. Das Taxi war nicht mehr zu sehen! Ungeduldig trommelte ich mit den Fingern auf die Polster. Wir entkamen dem Gewühl mit viel Hupen und Drängeln und schossen wieder über ein Stück Autobahn. Plötzlich sah ich es wieder, in fünfzig Metern Entfernung raste das andere Taxi vor uns davon, sie mussten es sein. Wir fuhren ungefähr zehn Kilometer im selben Abstand, mein Fahrer zuckte die Achseln, als ich ihn erneut zum Schnellerfahren aufforderte, und redete auf mich ein. Offenbar gab der Wagen nicht mehr her. Bei einer Stadt namens Bagheria fuhr das Taxi, in dem hoffentlich meine Lady Madonna mit der Fototasche saß, ab. Auch Mario Bracciocaldo setzte den Blinker. Doch dann verlor sich die Abfahrt in einem Straßengewirr, drei Autos schoben sich zwischen uns, und auf einer T-Kreuzung endete unsere filmreife Verfolgung mit der banalen Frage: rechts oder links? Der andere Wagen war nicht mehr zu sehen. Wir bogen nach rechts, Mario fuhr noch einige Minuten weiter, doch was ich befürchtet hatte, bestätigte sich: Das Taxi der Lady Madonna blieb verschwunden. Schließlich hielt Mario am Straßenrand, drehte die Scheibe runter und besprach unseren Fall mit einem alten Mann, dessen dreirädriges Lastwägelchen er gerade fast platt gefahren hatte. Vielleicht stand ihm der Sinn aber auch nur nach ein paar von den schönen weißen Zwiebeln oder Knoblauchzöpfen, die der alte Herr zum Verkauf auf die Ladefläche gehäuft hatte? Zwei graue Pappdeckel hatte er zittrig mit Filzstift bemalt: »1 kg cipolle 90 C«, »Aglio 1 EU«.

»La Signorina – Italiana?«

»Si!«

»Il nome?«

Ihr Name? Beide standen jetzt vor meinem geöffneten Seitenfenster und schauten mich eindringlich an. Moment, wie war das noch? Sie hatte mir ja auch ihren richtigen Namen genannt, ein Name, der mich an eine Margarine erinnert hatte, ein alter Name, ein sehr katholischer Name. »Der Name seiner Mutter, etwas anderes kam für meinen Vater ja nicht in Frage.« Sie schien ihren Vater zwar zu mögen, aber den Namen, den er ihr gegeben hatte, fand sie so entsetzlich, dass niemand sie so nennen durfte. »Lella«, hatte sie leise gesagt, dabei verharrte ihre Zunge lange auf den Ls in der Mitte, wie um sich darauf auszuruhen.

»Santinella! Lella!«

Die beiden überlegten, zuckten die Schultern.

»In ferie? Hotel?« Der Alte war schlau, er beugte sich weit zu mir in das Fenster hinein, wahrscheinlich wusste er auch, dass seine getönte Brille, ein Modell mit riesigen, braun eingefassten Gläsern im Stil der siebziger Jahre, zurzeit ultramodern war. Brigidas Musikerfreunde setzten sich so etwas auf.

Nein, ich schüttelte den Kopf, ich wusste leider nicht, was Lella in Sizilien vorhatte. Ein Familienfest? Hatte sie nicht etwas in der Art gesagt? Ich schwitzte und versuchte, die Autotür aufzumachen. Unwillig wichen die beiden zurück, als ich ausstieg.

»Sie hieß Santinella Bellone«, rief ich, erleichtert, dass mir ihr Nachname eingefallen war, und auch ein wenig stolz über die italienischen Wörter, die ich meiner Meinung nach sehr flüssig ausgesprochen hatte. »Lella, die große Schöne«, meine Übersetzung hatte sie verlegen in ihre Zeitschrift

schauen lassen, in der sie auf dem ganzen Flug nicht eine Zeile gelesen haben konnte. Sie hatte sie in ihrem Schoß hin und her gedreht, gerollt, wieder entrollt und zweimal fallen lassen.

»Und! *Momento ...*« Ich zupfte an meinem schwarzen Hemd und deutete auf meine Beine, die in dunklen Jeans steckten: »*Nero, tutto nero!*«

Das war es! Die beiden Männer redeten durcheinander und zeigten in verschiedene Richtungen, der Alte bekreuzigte sich, während der Taxifahrer mir mit seiner Hand an der Schulter bedeutete, dass er mich wieder in sein Taxi laden wollte. Ich stieg wieder ein, wir fuhren davon.